Grünberger  Wochenblatt.

19. Jahrgang. **№ 21.**

Redaction Dr. W. Levysohn.

Freitag den 26. Mai 1843.

Erzählungen der Großmutter.

(Beschluß.)

Der Amtmann und der Fremde gingen murrend. Marie, mein Kind, sagte der Kranke, Du schreibst ja eine schöne Hand, Gott segne den Schreibmeister, der Dich lehrte; schreib', was ich Dir vorsage. Und mit schwacher Stimme sagte er der Kleinen eine Bittschrift an den Fürsten in die Feder. Er wiederholte darin Wort für Wort seine frühere Aussage, wie er auf die fürchterliche Mißhandlung des Negers zugekommen, wie dieser des folgenden Tages gestorben sei, wie man nun Alles aufbiete, die ganze Sache zu verdecken, und wie der Amtmann selbst, wohl von dem Bruder des Gefangenen bestochen, auch ihn habe zu falschem Zeugniß verführen wollen. Er schloß seine Bittschrift, er sei ein kranker, sterbender Mann, der binnen wenig Tagen vor dem höchsten Richter stehen werde, nicht Haß, nicht Rachsucht, noch Lüge können Macht mehr haben über einen Geist, der so bald alles Irdische werde lassen müssen, aber um der Gerechtigkeit willen, die zu üben Gott Fürsten eingesetzt und ihnen Gewalt gegeben hat, um des deutschen Landes willen, dessen Küste nicht fürder widerhallen dürfe von dem Geheul gräßlich gepeinigter Sklaven, beschwöre er den Landesherrn, dem Schuldigen die Strafe nicht zu erlassen. — Als Marie zu Ende geschrieben, mußte sie die Bittschrift zusiegeln und die Adresse an den Fürsten machen.

Komm her, mein Kind, sagte der Kranke, küsse mich, sieh, in wenigen Tagen verlasse ich Dich arm, hülflos, wenn es gut geht, wird ein Waisenhaus Deine Heimath, und Du mußt das Brod der Barmherzigkeit essen. Ich könnte das wohl ändern, hundert Dukaten hat mir der Holländer geboten, er gäbe wohl gern das Doppelte, seinen gefangenen Bruder loszukaufen, dann hinterließe ich Dir ein kleines Vermögen. Aber ich würde das Recht schänden, mit Meineid würde ich in die Gruft fahren. Nein, ich vertraue Gott, er wird Dich schützen, nähren — ich aber will sterbend noch helfen, daß Recht geübt werde.

Drei Tage darauf trat der Amtmann wieder in Martins Stube, der indessen noch kränker und elender geworden war, mit ihm war der Amtsschreiber und ein jüngerer Beamter. Der Amtmann hatte ein zornig Gesicht; sperrt die Ohren auf, Ihr Trotzkopf, sagte er, was ich jetzt lesen muß, habe ich Euch zu danken. Und er las ein Schreiben des Fürsten vor, er solle sich im Beisein seines Amtsnachfolgers auf der Stelle zu dem Korbmacher Martins begeben und diesem anzeigen, wie er selber wegen grober Pflichtverletzung seines Amtes entsetzt sei, wie das Zeugniß des Martins gegen den holländischen Schiffskapitain ganz den Stempel der Wahrheit trage, und wie gegen diesen grausamen Mann nach der vollen Strenge der Gesetze verfahren werden solle. Der Fürst aber hoffe, die Krankheit Martins werde nicht so ernster Art sein, und ihm noch lange ein guter Unterthan erhalten werden, dessen Pflichtgefühl und

dessen Vertrauen zu seinem Fürsten er mit gnädigem Danke anerkenne.

Martins ließ sich des Fürsten Brief reichen und küßte die Unterschrift. Als dann der Amtmann und die Zeugen, die mit ihm gekommen, wieder gegangen waren, betete er laut, daß er nun dem armen Neger redlich sein Wort habe halten können, und daß dem sein Recht werden solle; dann segnete er sein Kind, und als die herbstliche Sonne scheidend mit ihren letzten Strahlen sein enges Stübchen erhellte, ist er sanft und ruhig gestorben.

Die kleine Marie erfuhr nach acht Tagen vom Pfarrer des Ortes, der holländische Schiffskapitain sei vom höchsten Gerichte des Landes zu zehnjähriger Gefängnißstrafe bei schwerer Arbeit verurtheilt worden.

Bis zu seinem vierzehnten Jahre blieb das Kind des armen Korbmachers im Waisenhause des Städtchens. Dann kam die arme Marie als Magd in den Dienst von Wirthsleuten, in einen Flecken tiefer landeinwärts. Hier blieb sie fünf Jahre, anfangs waren die Leute recht freundlich gegen sie, und hielten sie gut. — Sie hatten einen einzigen Sohn und eine Tochter, die viele Meilen weit von ihnen verheirathet war. Den Sohn liebten sie wie ihren Augapfel, was er nur wünschte, geschah, so viel Nachgiebigkeit gegen alle seine Wünsche verdarb aber den jungen Burschen nicht, er hatte ein gutes, sanftes Gemüth und suchte nur unablässig die Liebe, die Sorgfalt seiner Eltern zu verdienen. Niemand war fleißiger bei der Arbeit, Niemand bereiter zur Hilfe, Niemand freundlicher gegen Alt und Jung, als Heinrich. Es heißt in einem alten Liede:

Kein Feuer, keine Kohle
Kann brennen so heiß,
Als heimliche, stille Liebe,
Von der Niemand was weiß.

Heinrich und die arme Magd liebten sich, so innig, so treu, wie sich wohl selten zwei geliebt haben. Du sollst meine Frau werden, oder ich gehe nach Westindien unter die Soldaten, schwur ihr hundert Mal der feurige Mann.

An einem Sonntag Abend sprach er mit seinem Vater und seiner Mutter; Marie stand in der Küche, es war ihr so bang zu Muthe, ihr Herz sagte ihr, jetzt werde über Glück oder Unglück ihrer Zukunft drinnen in der Stube entschieden und ihre Thränen fielen in das Feuer des Herdes.

In der Stube sprachen sie nun lauter, ist das mein Dank, ungerathener Sohn für all meine Liebe und Treue, hörte sie heftig den Vater sagen, daß Du nun Dein Herz an eine Magd, an eine Hergelaufene hängst, eine solche Frau uns in's Haus bringst zum Gespött unserer Neider. Nimm sie denn, wenn Du willst, aber bettle, taglöhnere mit ihr, dies mein Haus soll Dir ein fremdes, es soll Dir verschlossen sein wie dem Landstreicher, wie dem Verworfensten.

Da konnte sich Marie nicht länger halten. Sie lief hinauf in ihr Kämmerlein, ihre Thränen versiegten, gefaßt und ruhig packte sie ihr ärmlich Bündel. Dann trat sie in die Stube. Ich will Euern Hausfrieden nicht stören, sprach sie zu Heinrichs Vater. Nicht diese Nacht mehr soll mich Euer Dach beherbergen. Wohl könnte Euer Sohn Keine bekommen, die ihn treuer liebt als ich, aber behaltet ihn, verhandelt ihn um einen Geldkasten!

Und ohne eine Antwort abzuwarten, enteilte sie dem Hause. Mehr laufend als gehend, hatte sie bald die letzten Häuser des Ortes hinter sich. Erschöpft und matt sank sie endlich auf eine Bank an der Landstraße. Wie gern wäre sie zurückgekehrt, wie gern hätte sie wenigstens dem Geliebten noch ein Lebewohl gesagt, ihm zum Scheiden, ach vielleicht zum Scheiden auf ewig die Hand gedrückt! Lange, lange weinte sie, bis ihre müden Augen sich schlossen; im Schlafe sah sie das bleiche, lächelnde Gesicht ihres Vaters, und es war ihr, als flüstre er ihr Muth, Hoffnung zu.

Marie fand bald wieder einen Dienst, und zwar nochmals bei Wirthsleuten auf einem Dorfe, zwölf Meilen weit von dem Orte, wo sie ihren Heinrich hatte kennen lernen. Hier lebte sie zwei Jahre, oft wenn sie sich von Morgens früh bis Abends spät müde und matt geschafft hatte, floh sie noch der Schlaf; wofür schaff' ich, wofür quäle ich mich? fragte sie sich unter Thränen. Werde ich meinen Heinrich jemals wiedersehen? Ach, ist es mir nicht gegönnt, an seiner Brust zu ruhen, ihm wieder in die treuen, lieben Augen zu blicken, ich möcht' ein einsames, ein stilles Grab!

Eines Abends war ein eigenthümlicher Gast in der Schenkstube des Wirthshauses, eine Zigeunerin, Bauern hatten sich um sie gesammelt und aus schmutzigen, halbzerrissenen Karten sagte sie ihnen wahr. Einem hübschen Mädchen versicherte sie aus den Karten die unwandelbare Treue ihres Liebsten, der Wirth hatte sich unwillig abgewendet weil sie ihm eine neue Abgabe auf sein Gewerbe prophezeit hatte. Jetzt ver-

sicherte sie einem älteren Bauern, er werde noch zwanzig Jahre sehr gesund leben.

Daß wußt ich ohne Euch, brummte der, so lange ich lebe, ist mir noch kein Doktor und kein Bader zu nahe gekommen. Ihr hättet schönen Dank von mir erworben, hättet Ihr mir das beste Loos in der Lotterie versprochen.

Dankt den Karten für das Versprechen der Gesundheit, erwiderte die Zigeunerin, ist Gesundheit nicht das edelste Gut? Seht, vorige Woche war ich unten in Ellda, da lebt ein reicher Wirth, wie gern gäbe der Haus und Hof, Geld und Gut hin, könnte er das Leben seines Sohnes, seines einzigen retten, der seit nun acht Wochen darniederliegt, Aerzte zwei, drei stehen an seinem Bette, der Apotheker kocht und mischt — Alles vergebens, ich hab' einen scharfen Blick, ehe die Woche zu Ende, muß ihm der Tischler seinen Sarg machen.

Marie hochte boch auf, fast wäre das Brod, das sie eben hielt, ihren zitternden Händen entfallen. Wer konnte des reichen Wirthes einziger Sohn anders sein, als Heinrich, ihr geliebter Heinrich?

Und heute war schon Montag, und das Ende der Woche würde er nicht erleben, hatte die Zigeunerin gesagt. Der andere Morgen fand Marie wieder auf dem Wege nach Ellda, ihr bischen erspartes Geld wandte sie an, sich einen Platz in einem Wagen zu miethen; ach wie so langsam keuchten die Pferde in dem Sande der Heerstraße! Endlich, endlich nach zwei fürchterlich langen Tagen, hielt der Wagen Abends spät am Städtchen. Da Marie ausstieg, zitterte sie, daß sie sich kaum auf den Beinen halten konnte. Sie eilte zum Hause seiner Eltern. Gott sei gelobt! sie sah noch Licht auf dem Stübchen, wo ihr Heinrich wohnte.

Sie trat in's Haus. Sie hörte auf der Flur ein Gespräch. Sagen Sie, mein Herr Doktor, ist noch Hoffnung? fragte Heinrich's Vater. — Sehr wenig leider, wir müssen auf das Schlimmste gefaßt sein. Sie sind zu ermüdet, zu aufgeregt, lassen Sie mit Ihnen noch Jemanden bei Ihrem Sohne wachen.

Ich will bei Heinrich wachen! rief Marie.

Sie gab den verwunderten Eltern kaum eine Antwort. Sie setzte sich an des Kranken Bette, er lag im heftigsten Fieber, schwere Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn, seine Augen waren geschlossen. Die Uhr schlug in langsamen schaurigen Schlägen elf. Er muß von dem Tranke einnehmen, flüsterte die Mutter, den der Doktor so sehr empfohlen hat.

Marie nahm seine Hand und küßte sie, der Kranke schlug die Augen auf und sah umher, auf sein mattes Auge hatte die arme Magd ihren Blick gerichtet.

Marie, meine Marie! rief er.

Nimm, Heinrich, und sie reichte ihm den Trank, ich werde Dein Lager nimmer verlassen.

Von Stunde zu Stunde mußte er einnehmen, und Marie gab ihm den Trank. Das Fieber nahm augenscheinlich ab, sein Athem ward ruhiger.

Früh am folgenden Morgen kam der Arzt. Lebt er noch? hatte er leise und bekümmert unten im Hause den Knecht gefragt. Er fand Heinrich viel besser; hier müssen außerordentliche Einflüsse gewaltet haben, sagte er, in des Kranken Körper kehren Ruhe und Lebenskraft zurück, das hat mein Trank wohl nicht allein gewirkt.

Noch vierzehn Tage lang mußte Heinrich das Bett hüten, aber die Gefahr war vorüber. Maria saß vor ihm, sie redete mit ihm, sie reichte ihm Arznei.

Mit Heinrichs Eltern mied sie es, zu reden. Dir danken wir unseres Sohnes Leben, sagte der Vater. Sie antwortete nichts darauf.

Als Heinrich ganz genesen war, gaben seine Eltern ein Fest, der wackere Arzt, der Pfarrer, einige Nachbarn und Freunde, die, als der Tod an der Schwelle des betrübten Hauses gelauert, durch Hilfe und Trost ihren herzlichen Antheil bethätigt hatten, waren eingeladen worden. Am Schlusse der Abendmahlzeit ließ Heinrichs Vater ein Paar Flaschen trefflichen Weines kommen. Wir müssen die Gesundheit eines Brautpaars trinken, sagte er, mögen Heinrich und Marie so glücklich werden, als sie es verdienen! Ja, fuhr er fort, der Braut meines Sohnes thu' ich herzlich Abbitte, ich war rauh und hart gegen sie, weil sie arm war; und ohne sie, ohne ihre edle Treue, wär ich jetzt nicht ärmer als der Aermste?

Und als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war der Großvater ein Bräutigam,

sagte lächelnd ihr Sohn.

Ja, lieben Kinder, fuhr die Großmutter fort, meine eigene Geschichte erzählt' ich Euch; ich bin jenes edlen Mannes Tochter, der das Recht so muthig, selbst an einem armen, schwarzen Sklaven vertheidigt hat, und wie das edle Thun der Eltern an Kindern und Kindeskindern belohnt wird, so blühte mir auch nach Jahren der Prüfung ein reines Glück; denn

nie gab es einen bessern herzlichern Mann, als Euren Großvater. Und als ihn der Himmel zu sich nahm, als böse Krankheiten mir drei meiner Kinder raubten, da ward mir Euer Vater Trost, Stütze und Stab. Wie mich das Beispiel meines Vaters stärkte, so möge auch Euch immer das Vorbild der Eltern mahnen, gut und treu zu sein.

Mannichfaltiges.

Zwei Stunden von Lüttich wohnt ein alter Schäfer, der unverheirathet und ein Stück von einem Philosophen ist. Kürzlich wurde demselben durch Vermittlung des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten mitgetheilt, daß in Siebenbürgen eine reiche Erbschaft seiner warte. Des Schäfers Bruder nämlich, ein Genie, ging, nachdem er seinen Eltern durch arge Streiche das Leben verkürzt hatte, in die weite Welt, ohne daß er den Seinigen im Heimathsdorfe ein Lebenszeichen von sich gab. Da es ihm aber weder an Kenntnissen noch an Talenten fehlte, kam er durch einen Glücksfall als Commis in ein bedeutendes Handelshaus, wo er sich 20 Jahre lang so tüchtig bewies, daß er zuletzt Associé wurde und durch glückliche Spekulationen ein Vermögen von 1,500,000 Franks erwarb. Der Kaufmann ist todt und hat seinen Bruder Schäfer zum Universalerben seiner Hinterlassenschaft eingesetzt. Aber, o Wunder! der philosophische Schäfer will von dem Gelde nichts wissen und erklärt, es könne bleiben, wo es sei. Somit würde die Erbschaft den Armen vom Dorfe zufallen. Als Grund seiner Weigerung führt er an: 1) Er wolle kein Geld von einem Bruder, der durch tolle Streiche der Eltern Leben verkürzt habe; 2) er sei 67 Jahr alt und könne sich eines solchen Glückwechsels doch nicht mehr erfreuen; und 3) er habe auch durchaus nicht Lust, sich in seinen alten Tagen noch mit der Hebung und Verwaltung des Geldes Mühe und Sorgen zu machen. Des Schäfers Vettern und Basen von väterlicher und mütterlicher Seite wollen diese Gründe aber nicht gelten lassen; sie haben alles aufgeboten, den Philosophen in seinem Entschlusse wankend zu machen, und da er erklärt, daß er in der Erbschafts-Angelegenheit nicht nur nichts thun, sondern von derselben gar nichts mehr hören wolle, so haben die erblustigen Anverwandten den Philosophen verklagt. Das Tribunal in Lüttich soll in dieser wunderlichen Angelegenheit entscheiden.

* Herr N., ein Angestellter zu Paris, hatte das Unglück, auf seine hübsche junge Frau eifersüchtig zu sein, und diese hinwiederum laborirte an derselben Gemüthskrankheit. Am 13. April erschien ein Unbekannter im Bureau des Ehemannes, verlangte einen Augenblick im Geheimen mit ihm zu sprechen und sagte ihm: „Sie sind von Ihrer Frau hintergangen; ich weiß es gewiß, und ich möchte Sie überzeugen, daß ich kein Lügner bin. Haben Sie die Güte, mit mir zu gehen.“ Herr N. packte sogleich auf und ließ sich zu einem Restaurateur am Fontainebleauer Thor führen. Dort wies ihn sein Cicerone in ein Stübchen und hieß ihn einige Augenblicke warten. Aus den Augenblicken ward eine Stunde, Herr N. verlor die Geduld, hielt sich für geäfft und verließ sein Stübchen. Beim ersten Schritt auf dem Gang stieß er auf seine Frau. — „Hab' ich die Madame endlich einmal ertappt?“ rief der erzürnte Ehemann. „Hab' ich Dich nicht ertappt, schlechter Mensch?“ entgegnete die Frau. In diesem Tone gingen die Aeußerungen ehelicher Zärtlichkeit eine Zeit lang fort. Endlich schlagen beide den unfehlbaren historischen Weg ein. Der Mann erzählt, wie er in das Speisehaus gekommen, und die Frau berichtet, daß ein Unbekannter sie gebeten habe, ihm hierher zu folgen, damit sie ihren ungetreuen Mann auf der That ertappe. Die natürliche Folgerung war, daß zwei Spaßvögel sich das Vergnügen gemacht hatten, sie zu foppen; und um nicht ferner gefoppt zu werden, gelobten sie, ihrer lächerlichen Eifersucht zu entsagen. Diese Entsagung that ihren Herzen so wohl, daß sie den beiden Spaßvögeln alles Gute wünschten. Die Spaßvögel hatten vermuthlich diesen Wunsch vorausgesehen, und für eine theilweise Erfüllung desselben gesorgt. Als das versöhnte Ehepaar nach Hause kam und in seine Wohnung trat, fand es dieselbe gründlich ausgeplündert. Die Polizei bemüht sich, jene Spaßvögel einzufangen.

* Um die Sperlinge von den Obstbäumen abzuhalten, soll ein probates Mittel sein, wenn man Knoblauchsknollen in zwei Hälften schneidet und auf jeden Baum eine Hälfte hängt.

Druck und Verlag von W. Levysohn.